

(Nachdruck verboten.)

25]

Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Bock.

(Schluß.)

„Ob mir's gedenkt," sagte Fried. „Das war ein herzenguter Mann, der Reiz."

Der Name ihres alten Lehrers weckte eine Fülle von Erinnerungen in ihnen, und sie ließen Bild um Bild aus der gemeinsam verlebten Schulzeit an sich vorüberziehen.

„Und weißt noch uns' Konfirmation?" rief sie. „Wie ich mitten in meinem Psalm stecken geblieben bin?"

„Ob ich's noch weiß," lächelte er. „Ich hab' sellemal in meinem Schreck gemeint, die Erd' müßt mich verschlingen."

„Abends," fuhr sie fort, „sein wir hierher gegangen an Lindgesborn. Am dritten Pfingsttag sollst Du zum Meister Unverzagt in die Stadt. Ich weiß noch jed' Wort, was wir miteinander geschwätzt haben. „Wann kommst wieder?" hab' ich Dich gefragt. „Vielleicht gar nie mehr", hast Du da gesprochen."

„Jenes Mal hast Du auch was hergesagt," vervollständigte er ihre Rück Erinnerung.

„Und was ich dir noch geben kann:
Ein Kuß aus meinem Mund,
Daß du an mich gedenken sollst
All Tag und alle Stund'."

„War's net eso?"

Sie sah ihm mit dem Blick innigster Liebe an.

„Ja, Fried, 's war eso."

Und der Gegenwart entrückt, ganz unter dem Bann der Vergangenheit, neigte sie sich über ihn und küßte ihn wie dazumal.

Er aber umschlang sie und küßte sie wieder.

Droben im Donnerwäldchen stimmte eine Eule ihr Nachtlied an. Ein heftiger Wind hatte sich aufgemacht und wirbelte den Staub in die Höhe. Aus zerrissenem Gewölk schaute der zunehmende Mond herab. Von fern her klang ein dumpfes Grollen.

„Fried," fuhr sie auf, „ich muß es fort."

Seine Hand hielt ihren Arm umspannt.

„Willst Du dann wirklich wieder in Dein Unglück zurück? Gut, Mariann, hier am Platz is es gewest, daß ich zu Dir gesprochen hab: „Komm zu mir, ich will Dich hochhalten mein Leben lang!" Selb'igmal hast Du gemeint, Dein Vater säß einzling auf seinem Hof und wär fränk'lich, fortlaufen könntst Du net. Dein Vater selig is nu net mehr da. Und daß Du den Maß auch nur noch ein bissi ästmierst, da seist Du Dir doch wohl zu gut desfür. Du mußt aus Deinem Elend eraus. Und da gib's nur eins: Du läßt alles stehn und liegen und gehst mit mir."

Er sprang auf. Aus seinen Augen blühte Entschlossenheit. Er schien um Haupteslänge gewachsen.

„Fried," sprach sie, „Du bist und bleibst mir der Liebste auf der Welt, es mit Dir gehn, kann ich net. Mußt net denken von wegen dem Maß. Mit dem sein ich fertig. Aber ich hab's meinem Vater selig auf'm Totenbett versprochen, ich laß den Hof net im Stich."

In ihm wallte es heiß auf.

„Der Hof, alsfort der Hof! Gell, lieber gehst Du zuarund, als daß Du Dich von dem Kuppelhof trennst!"

Sie schwieg.

Er aber redete leidenschaftlich auf sie ein: „Wir zwei beid'ander, was wär das ein Leben! Und aus dem Gedrang in die Welt enaus. Du sollst Dein blau Wunder sehn. Is dann der Hof die Seligkeit all? Seist Du Dir dann net mehr wert als Guer Nacker? Du seist reich. Ja. Und doch so arm! Mit all dem Werk machst Du Dir noch keine glückliche Stund. In Gottes Namen laß es dem Maß und geh mit mir!"

Sie schüttelte wehmütig den Kopf.

„Nee, Fried, nee. Mein Vater tät mich unter der Erd' verwünschen."

Er lachte bitter.

„Ja, wer so was glaubt!"

„Das muß jedes halten, wie's will," sagte sie ernst, „ich glaub's!"

Unwillig kehrte er ihr den Rücken.

Sie trat nah an ihn heran.

„Fried! Wollen wir uns es noch rabastern?") 's wär das erste und gewiß auch das lezte Mal."

Er wandte sich um und riß sie an sich.

„Mariann, ich komm vom Verstand!"

Sie strich ihm sanft über das Haar.

„Versündig Dich net! Das Kreuz gefaßt, is halbe Last. Nehm's auf Dich. Ich tun's ja auch. Und es leb wohl!"

Die Arme sanken ihm herab, er stand wie betäubt. Und es er sich's versah, war sie verschwunden.

Da stöhnte er auf in wildem Schmerz. Und rief ihr nach. Und lauschte in die Nacht hinaus, ob er noch einmal ihre Stimme höre — er hörte sie nimmer.

19.

Die Glocke, die seit vielen Jahren die Gemeinde zur Kirche gerufen, hatte plötzlich einen Sprung bekommen. Auf den Rat eines Sachverständigen aus der Kreisstadt war sie umgegossen worden. Heute am Sonntag erklang zum erstenmal wieder ihr Geläute. Alles horchte. Ihr Ton war stärker und tiefer geworden. In der Kirche standen die Menschen gedrängt. An Stelle des erkrankten Pfarrers amtierte der Vikar, ein glaubenseiferiger junger Herr. Er legte feiner Predigt die Worte zugrunde, die die Glocke als Inschrift trug:

„Ich läute zur Kirche, läute zum Grab,
O Mensch, leg Deine Sünden ab!"

Und er donnerte von der Kanzel herunter, daß den Weibern das Herz im Leibe bubbelte, und die Männer die Augen senkten, denn Sünder waren sie allzumal und ermangelten des Ruhms, den sie vor Gott haben sollten.

Nach dem Gottesdienst zogen die Mannskente in den „Pflug", um sich durch einen kräftigen Trunk zu stärken. Die Wirtsstube war so voll, daß keine Stecknadel zur Erde konnte.

Der Tür zunächst am runden Tisch saßen der Andreas Albach, genannt der Notring, der Brühwed, der Wolfsechorch, der Dapperluis, endlich der Zacharias Allendorfer, der vor ivenigen Tagen aus dem Wahlgang als Landtagsabgeordneter hervorgegangen war.

Nachdem der erste Durst gelöscht war, wurde die Predigt des Vikars durchgehört, wobei viel böse Worte fielen. Der Karges sagte großsprechend, er werde im Parlament dafür Sorge tragen, daß dem jungen Herrn ein bißchen die Flügel gestutzt würden. Danach sprang das Gespräch auf Politik und landwirtschaftliche Dinge über. Der Notring, der kein Freund einer ernsthaften Unterhaltung war, warf dazwischen: „Gabt ihr dann gehört, was dem Dippeschmidt passiert is?"

Die einen wußten's, die anderen wußten's noch nicht.

Der Dippeschmidt war ein etwas schwachköpfiger, dabei übelthätiger Mensch, der, statt seinem Töpferhandwerk obzuliegen, den ganzen Tag herumlungerte und allerlei Unfug verübte. Er hatte einen Brief erhalten, der so abgefaßt war, als ob er vom Kreisamt stamme. Darin stand, er sei zum Signalisten bei der Feuerwehr ausersehen, er solle sich mit einem Signalthorn vor das Regierungsgebäude begeben, um sich einer öffentlichen Prüfung zu unterziehen. Als bald marschierte er in die Stadt und faßte mit seinem Horn vor dem Kreisamt Posto. Dort wurde er fünf oder sechs Stunden lang in Sommerjonnenglut gebraten. Wie sich kein Examinator blicken ließ, erkundigte er sich auf dem Amt und erfuhr, daß er gefoppt worden war.

Die Geschichte wurde vom Notring mit vollendeter Romik vorgetragen und rief ein schallendes Gelächter hervor. Man sah einem stieg der Gedanke auf, der Notring, der Schalk, habe den Brief wohl selbst geschrieben.

Der Brühwed hatte auch etwas auf der Pfanne, er gedachte aber nicht eher loszuschicken, bis der Maß sich eingefunden hatte. Gegen den hatte er wegen eines Grenzgrabens Klage eingereicht, war jedoch abgewiesen worden. Seitdem hatte er „ein Gift" auf ihn. Endlich erschien der Kuppelhofbauer, nahm aber nicht am runden Tisch, sondern nebenan bei den Gemeinderäten Platz. —

*) streiten.

Der Wolfeschorsch, mit dem sich der Brühwed heimlich verabredet hatte, sagte so laut, daß es jedermann hören konnte: „Was so ein Schäfer net all erlebt! Da erzähl mir der Kasper, he hat vorgest nacht am Lindgesborn das grau Männche gesehn. Das hat erst e Weil auf der Bank geseffen und hat mit den Nerm geschlengert. Auf einmal hat's ein Donner Schlag getan. Und is ein fohlschrabenschwarz Weibsmensch durch die Luft kommen. Und das grau Männche und das Weibsbild haben miteinander getuschelt. Dadrauf haben sie ein richtigen Hopyer getanzt. Der Kasper sprich, he hätt auch Musfig*) gehört.“

„Wann dem Kasper doch emal das Maul still stünd mit seinem dummen Zeug!“ rief der Brühwed. „Ich sein vorgest Nacht von Ranzenhain kommen. Und sein den Wiesenweg gängen. Sinten am Lindgesborn vorbei. Ich hab nix von dem Gewaners gemerkt. Wohl hab ich dem Kalmud sein Fried gesehn. Und nebig ihm auf der Bank die Dohheimersmariann. Und di Schmägi sein erüber- und enübergeflogen, daß es nur so geknallt hat.“

In der Wirtsstube war's plötzlich murremausstill. Auf allen Gesichtern las man die Spannung, was jetzt wohl geschehen werde.

Wie von der Tarantel gestochen, schnellte der Maß in die Höhe und stürzte sich auf den Brühwed.

„Himmelhund, verfluchter, das lügst Du!“

Der Dappersluis riß ihn zurück.

„Laß den Mann in Ruh! 's muß doch was dran sein. Der Geißbock war hier, das is emal sicher. Und der Emmerichskarl is Deiner Frau vorgest Nacht auf'm Haibacherweg begegnet.“

„Du hast mich angepakt,“ leuchte der Brühwed, „das kost Dich Deine Knöpp. Salb doch Deiner Frau den Budel, wann sie so ein Besem is!“

„Noch ein Wort,“ schrie der Maß außer sich, „und ich schlag Dich zusammen.“

Da der Brühwed schwieg, ging er an seinen Platz, leerte sein Glas und verließ das Lokal.

Viel Freunde hatte er nicht der Skuppelhofbauer, desto mehr Neider. Die meisten meinten, es sei ja dorfkundig, wie schlecht er seine Frau behandle. Da dürfe er sich nicht wundern, wenn sie sich ihren alten Schutz wieder angeschafft habe.

Nur eine Stimme erhob sich zu seinen Gunsten.

„Se tut mir doch leid,“ sprach der Rotring, „he is ein tüchtiger Mann. Und hat sein Werk hübsch in der Reih. Nu muß ihm so was passieren!“

Der Landtagsabgeordnete Allendörfer, der mit seinem Sohne auf gespanntem Fuße lebte, rührte sich nicht.

Der Brühwed aber lachte sich ins Häutchen. Ob er morgen ans Gericht ging, das wollte er sich noch einmal überlegen. Einstweilen war sein Nachedurst gestillt. —

Die Mariann saß in der Eckstube am Fenster, als der Maß hereingestürmt kam.

Unwillkürlich stand sie auf.

„Was hör ich dann da?“ donnerte er sie an. „Du seist vorgest Nacht fortgewest?“

„Ja,“ sagte sie, weiß wie die Wand, aber merkwürdig ruhig.

„Am Lindgesborn?“

„Ja.“

„Und der Geißbock is auch dagewest?“

„Ja. He is den andern Morgen nach Nischaffenburg gemacht.“

„Was habt Ihr zwei dann miteinander getrieben?“

„Dadrüber sein ich Dir keine Rechenschaft schuldig.“

Er gab ihr einen Stoß, daß sie ein paar Schritte rückwärts taumelte.

„Du Heimtückern, Du Mudl!“

Sie trat sogleich wieder vor. Die Sache war also ruchbar geworden. Irgend ein Ohrenbläser hatte ihm alles gestedt. Darauf war sie gefaßt gewesen. Und wenn sie auf dem Platz blieb, jetzt war der Augenblick gekommen, des lang genährten Grolls sich zu entladen, ihm ins Gesicht zu schleudern, daß sie sich ihrer Pflichten gegen ihn ledig sprach.

„Ich sein Dir keine Rechenschaft schuldig,“ wiederholte sie mit blühenden Augen. „Wann ich die Bäuerin wär, dann ja. Aber ich sein die Bäurin net. Ich sein geringer gehalten als die Magd. Ich gelt noch net so viel wie drauß der Hund! Vom ersten Tag an, daß Du auf uns Hof kommen bist, hast Du's drauf angelegt, mich zu verunrechten und zu verleschen.“

Sie hatte ein gutes Gedächtnis. Ohne sich an sein Loben zu kehren, hielt sie ihm all die Beschimpfungen, all die Kränkungen vor, die sie von ihm erduldet. Das war nicht die stille, sanfte Mariann, das war das unglückliche, in der Seele getroffene Weib, dem die Verzweiflung Worte lieh.

„Guck, so hast Du die Ehehaft gehalten,“ schloß sie ihre flammende Rede. „Und daß Du's nur weißt: von mir aus sein ich Deine Frau net mehr!“

Er hörte den Aufschrei ihres gequälten Herzens, aber er war stumpf dagegen. Er sah in ihr nur die Ehrvergessene, die ihn vor dem ganzen Dorf lächerlich machte und noch die Stirn hatte aufzubegehren.

„Du Rixnükern untersteht Dich zu maulen? Wart, ich treib Dir die Muden aus! Selt beim Kriegerfest, wie Du Dich mit dem Kalmudenlipps beschnuddelt hattst, da hat mich Dein Vater risch als Schanddedel hier eingesetzt. Dadezu war ich Euch gut genug. Und habt gemeint, ich wär so dumm und tät das net merken, müßt Euch die Hand noch lecken. Ha, ha! Ich hab's Euch gezeigt, oelle? Nu sprichst Du, Du wärst net mehr meine Frau. Hernachert hast Du auch hier nix mehr zu suchen. Wann Du Dich ein wint eilst, triffst Du Dein Geißbock noch. In drei Teufels Namen, pack Dich!“

Ungeachtet seiner bedrohlichen Nähe entaegnete sie mit Festigkeit: „Der Hof kommt von mir. Wann's Dir net paßt, kannst Du ja gehn. Ich halt Dich gewiß net. Ich hab's meinem Vater selig versprochen, ich bleib hier!“

„Habt Ihr das auch schon ausgekniffelt?“ brüllte er.

„Ha! Da seid Ihr bei mir an den Rechten kommen. Ich will Dir weisen, wer Herr im Haus is.“

Rasend vor Wut, faßte er bei den Haaren, zerrte sie hin und her und schleuderte sie gegen die Wand, daß sie mit einem Schmerzensschrei zusammenbrach.

20.

Von diesem Tage an sprach der Skuppelhofbauer kein Wort mehr mit seiner Frau. Wenn er bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten, an denen auch das Gesinde teilnahm, notgedrungen mit ihr an einem Tisch saß, glitt sein Blick über sie wie über etwas Wesenloses hinweg: sie existierte nicht mehr für ihn. Die Allendörfern tröstete sich mit dem Gedanken, ihr Sohn werde mit der Zeit wieder anderen Sinnes werden. Doch täuschte sie sich. Keine Macht der Erde hätte den Maß dazu vermocht, das grauenvolle Schweigen zu brechen.

Ihrem Gelöbnis treu harrete die Mariann auf dem väterlichen Hof aus, aber sie hatte ihre Kräfte überichächt, dem grausamen Schicksal waren sie nicht gewachsen. Sie kränkelte hin und schlich wie ein Schatten umher. Verließ sie das Haus, geschah es nur, um hinauf zum Friedhof zu wandern, wo sie die Gräber ihrer Eltern pflegte, die Leute, die ihr begebeneten, sprachen: Du allmächtiger Gott, wie siehst die aus! Die is ja nix als Haut und Knochen. Die hat die Zehrung.

Da sich's zum fünften Mal jährte, daß der Bernhard Dohheimer gestorben war, legte die Mariann sich nieder. Der Säuhirtekarl kam, später der Doktor aus der Kreisstadt, helfen konnten sie ihr nicht. Ueber ihre Lippen kam kein Klage laut. Ihr Lebensflämmlein fladerte schwächer und schwächer, und eines Tages war's erloschen. —

Aufrecht schritt der Skuppelhofbauer hinter der „Leichte“ seiner Frau. Alt und jung gab der Verstorbenen das letzte Geleit. Die Schulkinder sangen, und der Pfarrer hielt eine „Kapitalpredigt“.

Die Leidtragenden hatten sich nach der Beerdigung auf den üblichen Schmaus gespißt, indessen lud der Maß nur die nächsten Verwandten und Bekannten in das Trauerhaus.

Die übergangen waren, versammelten sich im „Pflug“ und machten ihrem Aerger Luft. Alles sprach durcheinander.

„s is doch eine Schand, so ein Geizfragen!“

„Sunnt einem das bissi Essen net.“

„Das is eso. Die's Geld haben, sein am hungrigsten.“

„Für wen spart he dann?“

„Wann he Kinder hätt, wär's anderster.“

„Wer keine Kinder hat, weiß aar net, warum er lebt.“

„So was läßt sich net erzwingen, wann uns Herrgott net will.“

„Ich möcht net in seiner Haut steden.“

„Ah bah! Der macht sich kein Herzbrechen.“

„He hat Glück. 's wird net lang dauern und he kriegt wieder so ein reich Tier.“ —

Auf dem Totenacker hatte man unter den „Trauerleuten“ auch den Kalmud bemerkt, der nach monatelanger Abwesenheit wieder einmal die Freuden der Häuslichkeit genöß. Jetzt trat er in die Wirtsstube, in Miene und Saltina ein Laarus.

*) Musfil.

und sprach mit kläglichem Stimm: „Ihr lieben Brüder, mich dürstet sehr. Seid barmherzig und gebt mir was zu trinken.“

Der Wirt reichte ihm lachend ein Glas Wasser dar.

Da fiel er aus der Rolle.

„Wasser mag ich nicht in den Schuhen leiden, viel weniger im Magen. Ich ersuche Euer Gnaden um ein Rännchen Schnaps.“

Das wurde ihm denn auch gewährt.

Nachdem er den trockenen Gaumen geleckt, nahm er in der Nähe der Tür Aufstellung, so daß er die ganze Gesellschaft vor sich hatte, und hob an: „Nun haben wir unsere liebe Mariann Allendörfer, geboren im Jahre des Seis 1878, in die kühle Erde gebettet. In unseres Vaters Haus sind viele Wohnungen, ihr ist jetzt die Stätte bereitet. Sie war faust wie ein Lamm, fromm wie eine Taube und rein wie frisch gefallener Schnee, wie geschrieben steht: „Ein tugend-sam Weib ist edler denn die köstlichsten Perlen“. Ach, liebe Brüder, sie hat erfahren, was es heißt: lieben und meiden, leiden und schweigen. Daheim sitzt der trauernde Gatte und streut Asche auf sein Haupt. Freilich, ein wenig lindert seinen Schmerz, daß ihm der Kuppelhof verblieben ist. Das tröstet auch uns in unserm Leid, denn es ist doch etwas Großartiges, der Kuppelhof! Ja, liebe Brüder, ein Mantel und ein Haus decken vieles zu. Der trauernde Gatte denkt in seinem Sinn.

„Jetzt ruht die Zunge, ruht der Alte,
Unser Herrgott möge sie behalten,
Täten sie noch einmal auferstehn,
Rüht ich von Haus und Hofe gehn.“

„Nein, liebe Brüder, das soll er nicht, die Gerechtigkeit fiel sonst die Treppe herunter. Ja, der Maß ist ein gerechter Mann, wie geschrieben steht: „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehs“. Darum laßt die Toten ruhen. Hin ist hin. Das Beste bleibt — der Kuppelhof!“ —

Ueber den Moralunterricht in den Schulen Japans

verbreitete sich Professor Josphida in einem Vortrage, den er am letzten Donnerstagsabend vor der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Abteilung Berlin) in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums zu halten die Freundlichkeit hatte. Herr Josphida ist in seinem Heimatlande eine Autorität auf pädagogischem Gebiete, sowohl in theoretischer als in praktischer Hinsicht; denn er selber wirkt dort an einer höheren Schule und wurde von der Regierung auf zwei Jahre nach Europa geschickt, um hier das Schulwesen gründlich zu studieren. Welch großem Interesse das vorgenannte Thema bezeugte, das zeigte der mit aufmerksamen Zuhörern, darunter viele Berliner Schulmänner, erdrückend gefüllte Saal. Offenbar überwog das Interesse an der Sache die Reugierde, einen Japaner als Redner in deutscher Sprache zu hören. Professor Josphida beherrscht sie so weit, um sich artig verständlich zu machen, obwohl sein Organ für einen größeren Raum schwerlich ausreicht, und seine Aussprache des Deutschen ohnehin dem Hörer viel angestrengte Sonderaufmerksamkeit aufnötigte. Ein doppeltes Maß von dieser hatten jedenfalls jene Zuhörer aufzuwenden, die, wie der Referent, hinter statt vor dem Redner saßen.

Im ersten Teil seines Vortrages gab Herr Josphida einen kurzen Ueberblick über die historische Stellung Japans. Es habe eine ziemlich alte Geschichte und sei einer der ältesten Staaten der Welt. Die erste Kunde von ihm brachte wohl der Reisende Marco Polo nach Europa. 1586 gingen einige Japaner nach Rom, um mit dem Papste zu sprechen. Im allgemeinen aber sei die Kenntnis von Japan in Europa bis in die neueste Zeit ziemlich primitiv geblieben. Erst der Krieg mit Rußland habe Japan populär gemacht. Da spielte es eine erfolgreiche Rolle. Seitdem grassire die Schwärmerci für das Reich des Mikado. Professor Rein (Wonn) habe wohl als erster Deutscher über Japans Kulturzustände in der Gegenwart dankenswerte Aufschlüsse gegeben. Andere sind seinen Spuren nachgegangen. Aber die Kultur jedes Landes hat ihre Eigentümlichkeiten, die nur wieder von einem Einheimischen ins rechte Licht gerückt werden können. Es sei nicht zutreffend, Japan für ein „Paradies“ zu halten, weil ein solches nirgends vorhanden. Wohl ist das Land alt; doch seine Kultur ist jung. Es treffe aber auch die Behauptung nicht zu, als ob das Volk der Japaner noch immer aus „Halb-Wilden“ bestehe und von der Kultur aller europäischen Länder nehme, was ihm passe.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen sah sich der Redner, dem infolge einer Erkältung selbst die Vorlesung vom Blatte große Mühe bereitete, genötigt abzubreaken. An seiner Stelle übernahm der Vorsitzende des Vereins die weitere Vorlesung des eigentlichen Vortrages über Moral und Moralunterricht in Japan. Leider wurde so schnell gelesen, daß man jetzt erst recht Mühe aufwenden mußte, um folgen zu können.

Seit 1897 existiert in Japan eine ethische Gesellschaft. Die Geschichte der Erziehung zerfällt in zwei Perioden, nämlich in die vor der Restauration (1868) und die nach derselben (1869). Die erste Periode war vorwiegend chinesisch. 285 nach Chr. wurden die ersten chinesischen Schriften in Japan eingeführt. Die ältesten geschichtlichen Bücher in reinem Japanisch sind allerdings zwischen 720—712 vor Chr. geschrieben. Im Jahre 664 nach Chr. wurde das erste Erziehungsinstitut, 701 die erste Universität gegründet. Dieselbe bestand also schon 583 Jahre vor der Heidelberger. Die eigentliche japanische Schrift datiert erst seit dem 16. Jahrhundert, in welchem, unter Aufnahme vieler chinesischer Worte, die neu-japanische Sprache entstanden ist, und die auch in ihren Formen manche Veränderungen erfahren hat. In der ersten Periode war die chinesische Bildung vorherrschend; und ähnlich wie in Europa, war auch die Geistlichkeit der eigentliche Kulturträger. Vollends zwischen 1603—1867 herrschte in Japan die „tote Hand“. In die zweite Periode der japanischen Literatur fällt die Gründung japanischer Erziehungsinstitute in jeder Provinz. Vor 1868 trugen sie einen wesentlich chinesischen Charakter. Nach 1868 überwiegt jedoch der europäische Einfluß. Man ist stolz darauf, die Kultur anderer Länder in Japan einzuführen. Im Gegensatz zu den Chinesen bilden die Anpassungs- und Veränderungsfähigkeiten bei den Japanern deren Hauptvorzüge. China war einst wirklich das Centrum der asiatischen Kultur, viel tausend Jahre lang. Seitdem ist es stehen geblieben.

In der Geschichte der Erziehung in Japan sind nach der Restauration von 1868 drei Systeme zu beachten: zuerst das französische, seit den 80er Jahren das anglo-amerikanische und seit Anfang der 90er Jahre das deutsche. Der Erziehungsplan fußt auf Pestalozzischen Grundfäden und ähnelt im übrigen dem der deutschen Volksschulen. Hauptpunkte sind: die Elementarschule, Mittelschule, höhere Schule, Universität. In den mittleren Schulen wird nur statt griechisch die chinesische, statt englisch die deutsche Sprache gelehrt. Die Universitäten haben 8 Fakultäten. Für ganz Japan sind 2 Universitäten, 8 Mittelschulen und gegen 30 000 Volksschulen vorhanden. 93 Proz. aller Kinder entfallen auf die Elementarschulen. Der Unterricht ist durchaus weltlich. Es gibt natürlich auch höhere Töchterschulen sowie technische Unterrichts-anstalten. Frauen sind von den Universitäten noch ausgeschlossen, dagegen können sie in Lehrerinnen- wie höheren Töchterseminaren eine angemessene Bildung empfangen. Wie schon bemerkt, ist der Unterricht weltlich. Religion ist in Japan Privatsache; jeder kann glauben, was er mag. An Stelle des Religionsunterrichts tritt der Moralunterricht, der schon lange eine große Bedeutung hat. In der Hauptsache gilt noch jetzt der Konfuzianismus. Von allen Pflichten ist die der Kinder gegen die Eltern die höchste. Außerdem sind zehn Gebote da: du sollst nicht stehlen, nicht töten, nicht ehebrechen usw. Vor der Restauration war der Moralunterricht kollektivistisch. Es heißt: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Mit materialistischer Geschichtsauffassung sei der Entwicklungs-geschichte Japans nicht beizukommen. Heute herrscht im Moralunterricht demokratisches Bewußtsein; doch gibt es auch eine reaktionäre Partei, die die alte Moral anerkennt. Im Jahre 1900 setzte die japanische Regierung eine aus Universitätsprofessoren, tüchtigen Pädagogen und Schulmännern gebildete Kommission ein, der auch Herr Josphida angehörte. Es wurde der Unterrichtsplan festgelegt. Nach vier Jahren war die Arbeit beendet. Das Werk besteht aus 8 Abteilungen, gemäß einer achtjährigen Schulzeit. Der Moralunterricht lehrt, was gut ist und warum es gut ist, aber dies nur im allgemeinen. Er handelt von den Pflichten der Kinder gegen die Eltern, von der Freundschaft zwischen den Geschwistern, zwischen Mann und Frau, zwischen Freunden und lehrt im übrigen Bescheidenheit, Wohlwollen, sowie zu arbeiten, zu studieren und sein Wissen zu entwickeln. Von „Loyalität“ gegen den Kaiser handelt er nicht. Schulzwang besteht auch in Japan, jedoch bloß für die ersten vier Jahre. In den Volksschulen gibt es keine Examina; in den höheren Schulen wohl Jahresprüfungen, jedoch kein Abiturientenexamen. Selbstverständlich fehlt es nicht an Privatschulen; aber sie stehen unter staatlicher Kontrolle. ki.

(Nachdruck verboten.)

Weibliche Verschönerungskünste.

Ob schön, ob häßlich, ob alt oder jung, die Damen empfinden fast ausnahmslos den Wunsch, der ihnen von der Natur verliehenen Vorzügen und Reizen aus eigener Machtvollkommenheit noch solche hinzuzufügen, mit denen sie nach ihrer Meinung bei der Verteilung äußerer Güter zu kurz gekommen sind. Die deutsche Frau ist sehr bescheiden in der Anwendung von Toilettenkünstlern im Vergleich zu ihren Mitgeschwestern anderer Nationen. Schminke ist bei ihr verpönt, aber immerhin gibt es noch eine Anzahl von Verschönerungsmitteln, deren sich auch die deutschen Damen unbedenklich bedienen, um irgend einem kleinen Mangel, einer geringfügigen Vernachlässigung der launenhaften, nicht allezeit gebelustigten Natur abzuwehren. Die besonders gern vom weiblichen Geschlechte geübte Verschönerungskunst ist kein Resultat der Mode unserer Tage; schon die Frauen des Altertums, die klassischen Griechinnen und Römerinnen empfanden trotz der ihnen nachgerühmten angeborenen Schönheit den Wunsch, durch Anwendung von allerlei kosmetischen Mitteln die Anmut ihrer Reize noch zu erhöhen.

Die Reichhaltigkeit der Toilettenstücke der römischen Damen ist beinahe sprichwörtlich geworden. Unzählige Salben und Oele, sowie Schminken bedurfte sie ihrer Meinung nach, um den Idealszustand einer „schönen Frau“ zu erreichen. Viele der von den Römerinnen angewandten Toilettenmittel sind noch heute in vervollkommener Form bei der modernen Damenwelt in Gebrauch, die es in den meisten Fällen gar nicht ahnt, wie uralt die Verschönerungskünste sind, deren sie sich bedient. Die Römer haben im Verlauf der Jahrhunderte auf kosmetischem Gebiete nur wenig gewechselt, auch der Maßstab für weibliche Schönheit ist mit geringen Wandlungen, die das Fortschreiten der Kultur gezeitigt hat, unberändert derselbe geblieben. Ein klarer rosiger Teint, üppiger Haartwuchs, und eine schlankte Gestalt, das sind Vorzüge des Weibes, die noch heute wie vor Jahrhunderten gelten, und von allen Frauen, die sie gar nicht oder nur in geringem Maße besitzen, heiß begehrt und, wenn notwendig, mit künstlichen Mitteln zu erzielen versucht werden. Man ist heutzutage bescheidener als früher in ihrer Anwendung, wenigstens bei uns in Deutschland, aber wenn die Mode, wie zurzeit, übertriebene Schlantheit fordert und rotblondes Haar für die erklärt, scheuen auch die deutschen Frauen nicht davor zurück, sich ein wenig in der Kunst de corrigere la nature zu üben. Die modernen rotblonden Haare sind auch keine solche Neuheit, wie vielleicht die Damen annehmen. Schon die Bürgerinnen des alten Roms wurden von der glühenden Sehnsucht danach erfaßt, als sie unter den weiblichen germanischen Kriegsgefangenen die Frauen mit den herrlichen rotblonden Haaren erblickten. Die Nuance, die sie mit reizenden Wässern und Prozeduren aller Art zu erreichen suchten, wurde in der Folge bei den Römerinnen modern. Wenn es gar nicht anders ging, griffen sie zu rotblonden Perücken, für die das Haar der gefangenen Germaninnen das Material liefern mußten. Die modernen roten Haare der römischen Kaiserzeit wiederholten sich in Italien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und verbreiteten sich jetzt über die ganze Welt, wie zahlreiche Bildnisse aus jener Epoche beweisen. Man sagte der englischen Königin Elisabeth nach, daß ihre rötlich-blonden Haare nicht Natur, sondern gefärbt seien, aber so wenig wahrhaft der Charakter der sogenannten jungfräulichen Königin sonst war, in bezug auf die Farbe ihrer Haare lag sie nicht, die waren echt, eine Behauptung, die viele der gegenwärtigen Modedamen nicht aufstellen dürften, indem sie wie die klassischen Römerinnen sehr oft der Anwendung von reizenden Wässern das vielbewunderte Rotblond ihrer Locken verdanken. Da diese Nuance oft zu der natürlichen Gesichtsfarbe nicht stimmt, so ist der Gebrauch von ein wenig Schminke die Folge davon, obwohl man in Deutschland den Damen, die sie sich „vorrichten“, wenig Sympathien entgegenbringt. Bei der Italienerinnen und Französinen ist das Schminken der Gesichter etwas ganz Natürliches, auch in Rußland, wo man französische Moden nachahmt, in Deutschland hingegen gilt das Schminken für nicht zum guten Ton gehörig, man überläßt diese Kunst den Lebendamen und begnügt sich mit der Anwendung von Puder. Die neuerdings sehr in Aufnahme gekommenen, speziell für die Reise praktischen Puderpapiere, die als Erfindung französischer Fabrikanten angesehen werden, hatten ihre Vorgänger bereits im Mittelalter. Es wird erzählt, daß die Frauen sich der herzetta rubra, auch tornia solis genannt, bedienten, die aus kleinen, mit Cochennille rot gefärbten Kreppstücken bestanden, mit denen sie sich die Wangen rot schminkten.

Ein Teintverschönerungsmittel, welches sich momentan großer Beliebtheit erfreut und als besonders erfolgreich gepriesen wird, ist das Tragen einer mit chemischen Substanzen präparierten Gesichtsmaske während der Nacht, um Falten, Runzeln und Unreinigkeiten der Haut zu beseitigen, deren Anwendung man ebenfalls vor mehr als 100 Jahren schon kannte. Das 1763 zu Leipzig erschienene Frauenzimmerlexikon „Amaranth“ berichtet: „Manche eitle Schöne schlief in dem Masquin. Ist eine aus weissem Wachs-Froschlisch-Wasser-Romade, Ballrat und Campfer verfertigte und auf eine zarte Leinwand gestrichene Masse, woraus die Damen Masquen über das Gesicht zu schneiden und zu verfertigen pflegen, welche ihnen zarte und weiße Haut machen soll.“

Interessant ist eine Schilderung, welche Boccaccio von dem Puz einer florentinischen Kofette entwirft: „Sie hatte Zeit von gewissen Tieren, um Salben daraus zu verfertigen und gewisse Kräuter, um sie zu destillieren. Das Haus war voll Destillierröfen, Töpfe, Flaschen und Büchsen.“ In der Nachbarschaft arbeitete man zumeist für sie: Der eine bereitete für sie sublimiertes Quecksilber, der Bäder mußte Eierchalen rösten, alles dieses waren Ingredienzien zur Schminke ihres Gesichts. Sie war eine vertraute Freundin gewisser Weiber, deren Beschäftigung darin besteht, daß sie den Damen die Haare an den Augenbrauen schneiden und von Stirn und Kinn auszusupfen, und um eine zarte Haut zu verschaffen, Wangen und Hals mit einem solchen Glase reiben.“ — Die Weiber, deren Beschäftigung darin besteht, den Damen die oben erwähnten Dienste zu leisten, sind ohne weiteres als Vorläuferinnen unserer „Manifuren“ anzusehen. Ebenso waren im Mittelalter Friseurinnen durchaus nicht unbekannt; wir lesen in der Chronik damaliger Zeit von der „Amblindefrau oder Mägdelein“: „Ist eine gewisse Weibesperson, so wöchentlich in vornehmen Häusern herumzugehen pflegt, daselbst dem Frauenzimmer die Haare aufstellt, aufkämmt, durchbürstet, einwädert und von neuem einfrischt, und selbiges gehörige machen accomodirt, auch die Bräute durch den Haar-Stopff und Auffah bedient.“ Das Abreiben der Wangen und des Halses mit Glas entspricht ge-

wissen grausamen, modernen Teintverschönerungsmitteln, die wie bei dem bekannten französischen Emaillierhsystem des Gesichts ein gewaltiges Herunterreißen der Haut verlangen. Es liegt auf der Hand, daß die Prozedur sehr schmerzhaft ist, aber so wenig wie die Frauen der Vergangenheit die Glasabreibungen scheuten, so wenig fürchten die Frauen der Gegenwart „aus der Haut zu fahren“, weil die neue, nachwachsende sich durch besondere Zartheit und Frische auszeichnet.

Als vor mehreren Jahren bedeutende, den Markt beherrschende Handschuhfabrikanten parfümierte Handschuhe in den Handel brachten, glaubte man auch, es mit einer Neuheit zu tun zu haben, doch zu Unrecht, denn die mit den verschiedensten Blumendüften parfümierten Handschuhe sind eine Erfindung der Renaissance, die aus Italien kam und ihren Weg nach England und Frankreich nahm. In Paris gab es im Jahre 1692 die Kunst der „Gautiers parfumeurs“. — Kräuterbäder, die wir allerdings mehr in medizinischem als kosmetischem Sinne anwenden, wurden von eillen Damen im 18. Jahrhundert viel gebraucht. Man benutzte zu diesem Zweck Badewannen à la Dauphine Maria Antoinette. Die Bäder wurden mit destillierten Blumendüften und Milch oder Mandelpasten hergestellt. Unter dem Direktorium machte besonders Madame Tallien Reklame für die Blumenbäder. Die Pariserinnen halten von den Blumenbädern noch heute sehr viel und stellen sie den Champagnerbädern an die Seite, da sie ihrer Meinung nach ebenso wie diese den Körper anregen und kräftigen. — Die Sitte, Kleider zu parfümieren und sogar kleine Riechflissen aus farbiger Seide in das Futter derselben zu nähen, war bis vor wenigen Jahren fast nur auf Frankreich beschränkt, ist aber auch zu uns gekommen. Die Industrie hat sogar „Dufitträger“ in den Handel gebracht, kleine, runde, wohlriechende Scheiben, mit Bändchen zum Befestigen in den Kleidern versehen. So hypermodern uns dieser Toiletteartikel erscheint, neu ist er auch nicht, denn das bereits erwähnte Lexikon Amaranth gibt ein Rezept zur Bereitung von „wohlriechenden Säcklein“ an, welche das „Frauenzimmer im Kleide trägt“. — Ein Mittel, Sommerprossen zu vertreiben, gibt Goethe in seinem „Faust“, indem er den Mephistopheles einer Blondine raten läßt:

Nehmt Froschlisch, Krötenzungen, tobobiert,
Im vollsten Mondlicht sorglich destilliert,
Und wenn er abnimmt, reinlich aufgestrichen!
Der Frühling kommt, die Tupfen sind entwichen! —
Elsje Rema.

Kleines feuilleton.

Humoristisches.

— Doppeldentig. Bewerber: „Glauben Sie, daß die Dame zu mir paßt?“

Heiratsvermittler: „Vorzüglich — die hat Verstand für zwei!“

— Geistesgegenwart. Mag: „... Also ohnmächtig ist Deine Frau geworden, als Du ihr ein neues Kostüm verweigertest? ... Und wie hast Du sie denn wieder zum Bewußtsein gebracht?“

Emil: „In meiner Verzweiflung hab' ich auf ihren neuen Smyrnateppich gespuckt!“

— Aus einem Kolportageroman (in Heften zu 5 Pf.)

„Lindo, der Ueberräuber“

oder

„Der Brautkuß auf dem Grabe um Mitternacht.“

... und so lauschte Lindo, der Schredliche, dem friedlichen Schnarchen seines Nebenbuhlers ... Nachts, fachte rutschte er näher und näher — und stieß dem Ahnungslosen sein Schwert — in den Leib bis ans Hest! ...“

Dies Heft wird wieder abgeholt. —

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Wenn auswärtige Blätter recht behalten, wird Berlin in kurzer Zeit einige Tageszeitungen mehr besitzen. Wlstein und Scherl sollen Konkurrenten erstehen in Männern, die früher ihre „rechte Hand“ gewesen. —

— Gustav Frenssen hatte sich nach dem Erfolg von „Jörn Uhl“ ein Bauerngut zugelegt. Jetzt hat er im Hamburger Billenort Blankensee eine Besitzung erworben und wird sich hier ein Landhaus bauen. —

— Ernst Arndt hat vom Schauspielhause einen dreijährigen Urlaub erhalten. Der Minister ist für diese Zeit vom „Neuen Schauspielhause“ am Rollendorfsplatz engagiert worden. —

— Saint-Saëns neue Oper „Die Ahnfrau“ machte bei der Generalprobe im Opernhause von Monte Carlo großen Eindruck. Das Stück behandelt die forstliche Blutrache. —

— Im Institut für Meereskunde spricht am nächsten Dienstag Rostos Stahlberg über „Farbe und Spiegelungen auf dem Meer“. —